

Ein Erlebnis: **Takis Bambufis**

Von Otto Friedrich

Im Frühjahr 1922 bereitete ich mich in Freiburg im Breisgau auf das Doktorexamen vor. Es war eine anstrengende, aber schöne Zeit. Hatte man im Bücherstudium sich den Kopf heiß gelesen, so erfrischte man sich durch einen Spaziergang in dem kühlen Tannenwald, der auf den Schwarzwaldhöhen hinter dem mittelalterlichen freundlichen Städtchen in dichtem dunklen Grün emporstieg. Die Abende verbrachte man im heiteren Geplauder mit guten Freunden, die bitteren Jahre des Krieges waren vorbei und die Ungewißheit der Inflationsstage kummerte den jungen Menschen nicht, dessen Sorglosigkeit eher die Leichtigkeit, mit der man damals von einem Tag in den anderen lebte, anzusprechen vermochte. Bei solcher Stimmung war es kein Wunder, daß ich auch kurz entschlossen der Einladung eines Freundes folgte, der in dem nahegelegenen St. Blasien seine etwas beschädigte Lunge durch eine ausgiebige Kur zu fließen trachtete und das nur recht leichte Leiden wohl auch zur Ausrede nahm, um in dem eleganten Sanatorium eine Reihe angenehmer und vergnüglicher Monate zu verbringen.

Mein Freund hatte, wie ich gleich bei meiner Ankunft feststellen konnte, einen Kreis nicht minder lebenslustiger Gefährten gefunden, unter ihnen befanden sich verschiedene griechische Offiziere, die nach dem soeben beendeten kleinasiatischen Feldzug es sich auf Regierungskosten in der Geborgenheit eines deutschen Sanatoriums wohl sein ließen, nachdem ein gütiger Stabsarzt ihnen die Kur in der Schwarzwaldoaase verordnet hatte. Ein besonders heiterer Abend führte uns in der kleinen einzigen Bar des Ortes zusammen, wo die Griechen demüthigt waren, uns von den Vorzügen des von ihnen dort entdeckten Schwedenbunnes ausgiebig zu überzeugen. Wir saßen, diskutierten und tranken bis zum Morgengrauen, und wie es nach solch ausgiebigen Sitzungen zu sein pflegt, am Schluß waren wir alle Duzfreunde fürs Leben oder wenigstens bis zum hereinbrechenden Morgenjammer. Einer der Lustigsten von allen waren Takis Bambufis, ein junger eleganter Offizier, angeblich aus großem griechischen Hause und jedenfalls mit den dafür zeugenden Allüren. Er war das Zentrum des ganzen Kreises, seine fast überlebenslange Lustigkeit steckte die anderen an, er intonierte griechische Volksweisen und Soldatenlieder, und als er, mit blühenden schwarzen Augen in dem feingeformten Gesicht, voll Uebermut irgendeinen alten Tanz zum besten gab, so lebte in ihm der Geist des Dionysus, herbigezaubert durch die Gabe des Bacchus aus Schweden. Kein Wunder, daß ich Lust bekam, die Bekanntschaft mit dem interessanten, von Geist und Witz übersprudelnden Griechen fortzusetzen und ihn einladend, mich doch auch einmal in meiner Arbeitskause in Freiburg aufzusuchen.

Einige Wochen verstrichen und ich hatte die an dem feuchstfröhlichen Abend ausgesprochene Einladung schon fast vergessen, als Takis Bambufis bei mir erschien. Er sah verändert aus, äußerlich dieselbe Eleganz nachlässiger Noblesse

in Haltung und Kleidung, aber das feine Gesicht maskenartig gespannt und die lebhaften unruhigen Augen tief in die Höhlen gesunken. Er sprach kurz und stöhnte. Seine mangelhafte Beherrschung des Deutschen war merkbarer, obwohl oder gerade weil er rascher sprach als sonst.

„Kommen Sie mit mir, zeigen Sie mir Freiburg ein wenig.“ — Wir gingen zum alten Münster, für dessen beschaulichen Ernst er nur einige zerstreute Blicke übrig hatte. Wir stiegen den Schloßberg hinauf und erst als wir bei einer Raibowle saßen, die er extra ansetzen ließ, wurde er sichtlich entspannter und gewann seine frühere Lustigkeit wieder. Mein Studentenwechsell war nicht so hoch bemessen, daß ich nicht mit Freuden seiner Einladung zu einem reichlichen Nachtmahl in einer guten alten Weinstube gefolgt wäre. Auch sparte er nicht an gutem Wein und einigen kräftigen französischen Cognacs. In vorgerückter Stunde gingen wir noch in ein kleines Café, wo ich verschiedene Studienfreunde zu treffen pflegte. Takis Bambufis bestellte einen kräftigen türkischen Kaffee, der von all dem schweren Materialer angenehm ernücherte. Es war gegen Mitternacht, die Domuhr hob gerade feierlich mit mahnendem Ernst an zu schlagen, als wir die Straße betraten. Die Gassen waren um diese Zeit menschenleer, ein weicher, ganz frühlingshafter Mondschein ergoß sich mitten über den Fahrdamm und ließ die schweren mittelalterlichen Häuserfronten noch strenger, würdiger und geheimnisvoller aussehen als sonst. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als mich plötzlich Takis Bambufis mit Zeichen der höchsten Erregung am Arm packte und rief: „Da, sehen Sie nur, sehen Sie nur!“ Ich schaute hin und gewahrte nichts anderes als ein harmloses kleines weißes Hündchen, das sich zu später Nacht verkaufen haben mochte und winselnd vor einem versperrten Hauseingang saß.

„Was haben Sie nur, was bringt Sie so zum Erschrecken?“

„Das ist er. Das ist er.“

„Wer ist das? Kennen Sie denn das verbummelte Vieh?“, spottete ich. Aber Takis Bambufis schaute mich so groß und erschreckt an, daß ich alle Lust zu scherzhaften Rückfragen verlor.

„Das ist das Teufelchen“, sagte er. „So kommt es immer wieder und meldet sich.“

„Was für ein Teufelchen?“ Ich blickte ihn an, um festzustellen, wie weit der Alkohol trotz des Kaffees ihn noch in seinem Vann haben mochte.

„Haben Sie etwas Zeit, dann begleiten Sie mich bitte. Ich kann sowieso nicht schlafen und will Ihnen erzählen, was es mit dem Teufelchen auf sich hat.“

Er faßte meinen Arm und ging mit raschen Schritten, so daß wir Kreuz und quer durch die alten Gassen eilten, die in ihrer nächtlichen Phantastik die Sinne erregten und so ein passendes Kollo für die merkwürdige Geschichte boten, die er mir erzählte.

„Mein Großvater war ein armer Mann, ein Ziegenhirt in einem kleinen Orte Mittelgriechenlands. Eines Tages trieb er seine Herde über einen schmalen Steg, der Steg drohte zu bersten, und er fürchtete, die ihm anvertraute Herde werde der reißende Gebirgsbach wegschwemmen. In seiner Verzweiflung betete er rasch zu Gott und den Heiligen. Aber es half nichts, schon brachen einige Balken und eines der Tiere strauchelte und stürzte hinunter. Da rief der arme unwissende Mann in seiner Verzweiflung den Teufel an. Sie müssen wissen, bei uns leben die Menschen noch in einem merkwürdigen Verein mit Geistern, Teufeln und Kobolden. Irgend etwas von den alten griechischen Göttern ist noch heute in jedem Hirten lebendig, wenn er die Flöte spielt oder wenn ihn die Verzweiflung packt. Mein Großvater rief zum Teufel. Und plötzlich war es, als höre er ein Mauschen hinter sich und eine Stimme: „Ich werde dir schon helfen, aber du wirst mir folgen.“ Im gleichen Augenblick gewann mein Großvater eine bisher ungekannte Kraft. Mit Sicherheit ging er auf dem schwanfenden Steg weiter, trieb die Tiere und packte mit der einen Hand die Biege, die herabzustürzen drohte, hob sie empor, daß sie jämmerlich mederte und gelangte mit den Tieren glücklich ans andere Ufer.“

Er hatte das Vorkommnis schon fast vergessen, als ein zweites Geschehnis ihn wieder in eine ähnliche Lage brachte. Meine Großeltern waren arme Leute, und es drohte ihnen eine Pfändung. Mein Großvater war allein mit seiner Herde in den Bergen. Es war schon Abend, und er traute sich nicht nach Hause, weil er das Zammern der Frau, das Klagen der Kinder und das falsche Mitleid der Nachbarn fürchtete. Er warf sich auf die Erde und während er schluchzend mit den Händen das Gras riß, tönte in ihm wieder die Stimme: „Auf doch den an, der dir geholfen hat.“ Er spannte all seine Sinne an und stieß ganz innerlich, nicht so, daß er gesprochen hätte, aber so, daß es in ihm sprach, den Ruf aus: „Teufel, hilf mir wieder.“ Da rauschte es, wie wenn der Wind von den Bergen herunterfegte zum Meere, die Stimme rief: „Ich will es noch einmal tun. Aber jetzt bist du für immer mein.“

Der Hirte wankte nach Hause und freudestrahlend kam ihm die Frau entgegen. Verwandte hatten aus Amerika Geld geschickt, eine Gabe, auf die man schon nicht mehr gerechnet hatte, und nun war die Not fürs erste behoben.

Wieder mochten einige Jahre verstrichen sein, als mein Großvater eines Tages hinter sich in einer einsamen Bergschlucht eine Stimme hörte: „Jetzt ist es soweit“, leuchtete es hinter ihm, einer pfiff und randalierte mordsmäßig wie ein Trunkener. Mein Großvater schaute sich um. Er sah niemanden, aber er erhielt einen Schlag, und als er nach Hause kam, brach seine Frau in Schreie aus. Die rechte Seite seines Gesichtes war gelähmt. Kurz darauf ist mein Großvater gestorben, und die Leute erzählen, daß man an seinem Grabe tags darauf abends einen kleinen

Haus und Garten

Die Königin der Blumen: die Rose

Der Hoch- oder Halbstamm

Die erste Bedingung für das Gedeihen der Rosen ist ein gut gelodertes, nährreicher Boden. Die beste Pflanzzeit ist der Herbst. Das Pflanzloch muß vorher sorgfältig mit verrotteter Laub- und Komposterde vorbereitet werden. Die Lage muß eine freie sein. Wenn die Stämme gepflanzt sind, müssen sie heruntergedrückt, gebogen und mit Erde bedeckt werden. Es ist tunlich, sie bis zum April in dieser Lage zu belassen. Dann werden sie, möglichst beim Regenwetter, aufgedeckt.

Der Schnitt der Rosen hat im März — April zu geschehen. Bei den langstieligen Rosen soll man 6 bis 8 Augen an einem Zweig stehen lassen. Rosen mit schwachem Wachstum werden auf 3 bis 5 Augen geschritten. Man muß beim Schnitt stets beachten, daß das letzte Auge nach außen bleibt, dies, um dem Stock eine schöne Form zu geben.

Es kommt oft vor, daß halb- oder hochstämmige Rosenstöcke, besonders Frühpflanzungen nicht anwachsen wollen. Solche widerstrebige Stöcke muß man möglichst flach an den Boden legen, und mit Erde bedecken, aber nur so, daß die Krone frei zum Austreiben bleibt. Ist ein Niederlegen nicht möglich, so muß man die Stämme mit Moos oder Sackleinwand bis zur Krone umwickeln. Diese Packung ist dann so lange feucht zu halten, bis die Krone austreibt. Die Krone allein einzupacken, kann nichts nützen, denn der Stamm soll den Saft auch nach der Krone leiten.

Das Veredeln beginnt gleich nach der ersten Blüte. Das Edelholz muß gut angereift sein. Das zu veredeln dienende Auge wird mit einem scharfen Messer, in zirka 2 Zentimeter Länge ausgehöhlet, und zwar von unten nach oben, wobei zu beachten ist, daß eine dünne Schicht Holz hinter der Rinde bleibt. Dann macht man einen Schnitt am Wildling, daß Auge wird hinter der Rinde eingeschoben und mit einem Wollfaden nicht zu stramm umwickelt. Nach höchstens drei Wochen muß das Auge angewachsen sein. Dann wird der Verband entfernt. An der wilden Krone wird nichts geschnitten, nur was sich unterhalb des Edelauges zeigt, muß entfernt werden. Ende Oktober wird die wilde Krone geschnitten, die Stämme heruntergezogen und gut mit Erde bedeckt, so bleiben sie bis Ende März.

Erregung. So folgte ich seinem Wunsche und ging mit ihm noch, indem ich immer wieder versuchte, ihn zu beruhigen, spazieren, bis morgens um vier Uhr der Wartesaal des Bahnhofs geöffnet wurde. Dort suchte er Pflanz, ohne das teure Zimmer, das er sich in einem eleganten Hotel gemietet hatte, auch nur betreten zu haben. Am nächsten Tage telephonierte ich meinen Freund an, erzählte ihm, was vorgefallen sei und sagte, daß ich mit dem Arzt sprechen möchte. Der Arzt kam an den Apparat, ich berichtete ihm kurz das Vorgefallene, hörte aber nur sein ironisches Lachen und mit einer groben näselnden Korpsstudentenstimme gesprochen die Worte: „Mann, laufen Sie nicht so verrückt. Dann werden Sie und Ihr Bekannter nicht in Phantasten geraten. Im übrigen ist Herr Vambukis hier wohlbehalten eingetroffen und bester Laune.“

Etwas acht Tage später kam Taxis Vambukis wieder zu Besuch. Er schien beruhigter zu sein. Wir verbrachten den Nachmittag und den Abend in heiterem Gespräch, als ob nichts vor-

weissen Hund gesehen habe, ganz den gleichen wie jener vorhin.

Nicht lange darauf erkrankte meine Großmutter, und als sie schon im Fieber lag, hörte sie draußen eine Stimme, die ihr Klang wie die Stimme ihres verstorbenen Mannes. Sie sprang auf und eilte aus dem Häuschen. Im gleichen Augenblick erhielt sie einen wuchtigen Schlag, und auch sie blieb von da an gelähmt. Sie behauptete, wenn sie mit uns Kindern darüber sprach, draußen im Garten habe sie nichts erblicken können, nur einen kleinen weißen Hund sah sie kläffend davonlaufen.

So ist dieser kleine weiße Hund für uns in der Familie ein Zeichen der Vorbedeutung geworden, daß immer bei wichtigen Ereignissen sich mahnend einzustellen pflegt. Mein Vater, der es zu beträchtlichem Wohlstand gebracht hat und dort, wo einst die Hütte meiner Großeltern stand, ein ansehnliches Haus bauen ließ, behauptete auch, obwohl er sonst ein ganz freudender Mann war, daß er immer bei wichtigen Anlässen diesem kleinen weißen Hund irgendwo und irgendwann begegnet sei.

Nun aber lassen Sie mich von mir selber sprechen. Ich war ein junger Burche und sah mit meiner Mutter abends im Zimmer am Tisch. Ich entsinne mich genau daran, mit meinem Federhalter zeichnete ich Figuren auf ein Löschblatt, und dabei fiel mein Blick auf ein merkwürdiges Bild, das wir von den Großeltern ererbt hatten und das eine sagenhafte Gestalt darstellte, einen Mann mit einem langen weißen Bart in einem weißen Leintwandkittel und mit einem Gesicht, das einem Heiligen hätte gehören können, wenn nicht die Augen darin einen so verschlagenen und tückischen Ausdruck gehabt hätten. Meine Mutter mochte das Bild nicht recht leiden, sie nannte es immer „Das Teufelsbild“. Warum, vermag ich heute nicht mehr zu sagen.

Zu jener Zeit war ich in ein junges Mädchen verliebt, ohne die Möglichkeit zu haben, es kennenzulernen oder auch nur einmal mit ihm ins Gespräch zu kommen. In meiner Verliebtheit kribelte ich auf das Löschpapier ihren Namen, daneben schaute ich von dem Namen auf das Kontorfei des „Teufelsbildes“. Mir fiel dabei die alte Familiengeschichte von Großvaters „Teufelschen“ ein und mehr im Scherz als im Ernst sagte ich leise zu mir: „Teufelschen, vielleicht kannst du mir auch helfen, daß ich das Mädchen heute abend zu Gesicht bekomme“. Im gleichen Augenblick spürte ich etwas wie einen leisen Schlag im Rücken, so etwa, wie wenn einer sagt „Gut, es ist abgemacht“. Gleich darauf setzte ein lebhaftes Gewitter ein, Hagelschauer legten, Wisse suchten, es war ein schreckliches Wetter. Da schellte es an unserer Tür und — fast wäre ich erstarrt — das Mädchen, nach dem ich mich sehnte, trat ein. Sie hat, ihr doch freundlichst für kurze Zeit Unterschlupf zu gewähren, da sie in das Gewitter geraten sei und jetzt nicht nach Hause zu gehen vermöchte. Wir kamen ins Gespräch und freundeten uns schnell an.

Wir verkehrten ein, zwei Jahre freundschaftlich miteinander, dann wurde sie krank an dem Erbübel so vieler Griechen, das auch mich befallen hat, an einer Tuberkulose. Sie mußte nach Deutschland fahren, um Heilung zu suchen, und ich begleitete sie. Unweit von hier ist sie gestorben. Mich ließ sie in großer Verzweiflung zurück.

Um mich aus dieser Verzweiflung zu befreien, begann ich mit Eifer zu studieren und verbrachte in Leipzig eine Reihe von Monaten. Eines Abends ging ich in der Nähe des Reichsgerichts spazieren. Ich setzte mich auf eine Bank, die im Halbdunkel stand und grübelte schlaf-

vor mich hin. Auf einmal weckte mich das unbestimmte Gefühl auf, das man empfindet, wenn man einen fremden Blick intensiv auf sich ruhen fühlt. Ich schaute auf und sah, daß wortlos am andern Ende der Bank ein Greis Platz genommen hatte. Der Schreden rieselte mir über den Rücken herab, als ich plötzlich sah, daß dieser alte Mann mit dem schneeweißen Bart und in der weißen seltsamen Leinenjacke aufs Haar jenem Teufelsbilde gleich, das in dem fernem elterlichen Hause an der Wand hing. Der Mann sprach nichts zu mir und nur, als ich wegging, grüßte er auf eine sonderlich vornehme und doch zugleich etwas verschmitzt vertrauliche Art. Ich stolperte ins helle Licht der Laterne und eilte nach Hause. Zu Hause fand ich ein Telegramm vor, das mir den Tod meiner Mutter mitteilte.

Es hielt mich nicht länger in Leipzig, und ich fuhr nach Heidelberg. In Heidelberg verlebte ich einige wirklich schöne Wochen. Eines Tages ging ich in den Neckar schwimmen. Es gibt dort, wie Sie vielleicht wissen, kleine, aber sehr gefährliche Strudel. Ich bin kein guter Schwimmer, und als ich plötzlich in den Strudel hineingeriet, fürchtete ich unterzugehen. Ich rief um Hilfe, aber niemand hörte meine Schreie. Schon schloß ich die Augen, da hörte ich plötzlich eine Stimme: „Das Teufelschen wird dir helfen, aber du mußt ihm das Liebste angeloben, das du auf der Welt noch hast“. In meiner Verzweiflung durchdrachte mich jäh der Gedanke, das Liebste, was ich ihm angeloben könnte, sei mein Bruder. Der Einzige, der mir noch nach dem Tod der Mutter und der Freundin geblieben war. Im gleichen Augenblick, als ich diesen Gedanken gefaßt hatte, spürte ich etwas wie einen Stoß, der mich aus dem Strudel heranstrieb. Ich gelangte gut ans Ufer, erschreckt, aber heilfroh, gerettet zu sein. — Fünf bis sechs Tage braucht die Post von Athen nach Heidelberg. Fünf oder sechs Tage dauerte es, dann kam ein Brief, in dem mir Verwandte mitteilten, daß mein Bruder beim Schwimmen im Pyraus am gleichen Tage und zur gleichen Stunde ertrunken sei, in der ich durch meinen frevelhaften Wunsch mich gerettet hatte.

Seit dieser Zeit war ich völlig gebrochen, ich kehrte nach Hause zurück, ging in den Krieg. Obwohl ich viele Kämpfe mitmachte, schien ich gegen alle Geschosse wie gefest. Aber das Schreckliche war, daß immer wieder in mir die Stimme aufstörte, die sagte: „Du hast dich mit dem Teufel verschworen, er wird dich nicht wieder loslassen“. Unlängst, eines Nachts, träumte ich und sah im Traum den weißen Mann mit dem seltsamen Kleid und dem langen weißen Bart, mit den großen und etwas verschmitzt zugekniffenen Augen. Er hatte seltsame Glöckchen am Gewand, mit denen er klingelnd jedes seiner Worte unterjirich. „Bald wirst du mir gehören, noch zwei Jahre auf den Tag, und dann werde ich dich holen.“ Ich erwachte schweißgebadet aus dem Traum. Es war der Beginn einer Lungenentzündung, von der ich jetzt immer noch Genesung suche. Die zwei Jahre sind bald um, wir schreiben jetzt Mitte Mai, noch drei Wochen, am 3. Juni, wird es soweit sein. Und je näher der Termin rückt, um so mehr treibt mich die Unruhe. Ich verschwende mein Geld, ich durchsehe die Nächte, denn ich kann nicht mehr schlafen. Er wird mich holen.“

Mir war über all dem Ungereimten übel zumute. Ich hatte das Empfinden, es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben. Taxis Vambukis tat mir in seiner Erregung leid. „Und was hat das mit dem Hund zu tun?“ — „Aber das ist doch der kleine weiße Hund, den Er immer wieder auf uns loshekt“, sagte Vambukis. „Jetzt ist mein Schicksal bestimmt.“ Er fieberte an allen Gliedern, der arme Mensch war in höchster

gefallen wäre, und nur als wir uns trennten, sagte er plötzlich zu meinen beiden Freunden: „Wollen Sie mir einen Gefallen tun, dann begleiten Sie mich bitte ins Hotel, ich kann nicht mehr allein schlafen.“ Da ich seine Geschichte kannte, redete ich den beiden Kollegen zu, ihn zu begleiten. Sie verbrachten teetrinkend die Nacht bis zum Morgengrauen, Bambufis plauderte mit ihnen lebhaft und angeregt und legte sich erst nieder, als schon das erste Frührot ins Zimmer schien. Ich telephonierte dann nochmals mit meinem Freunde, der mir bestätigte, daß es Bambufis gut gehe und daß sie oben das gewohnte Leben weiter führten. So beruhigte ich mich und hielt das Ganze für die Ausgeburt

einer von Alkohol, Ausschweifungen und Krankheit erhitzen Phantasie, widmete mich meinen Studien und suchte den Vorfall möglichst zu vergessen.

Am 4. Juni morgens schriffte das Telephon. Mein Freund in St. Vlasten war am Apparat, in höchster Erregung. „Denk dir, was gestern geschehen ist.“

„Was denn“, fragte ich bestürzt zurück.

Gestern abends ist Bambufis allein in der Halle geblieben. Kurz vor 12 Uhr hörten wir einen Schuß, wir stürzten herunter in die Halle und fanden ihn tot, neben ihm einen Revolver und einen Zettel mit den Worten:

„Er hat mich geholt.“

Das Haus ohne Hoffnung

Von Theodore Dreiser.

Im Mittelpunkt eines einst glanzvollen, heute aber ganz verfallenen Teiles von New York steht ein Hotel, das in meinen Augen zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört. Es ist eigentlich gar kein Hotel, vielmehr eine häßliche Kreuzung zwischen einem solchen und einer Wohlfahrtsanstalt: es ist ein Asyl.

Keckerlich sieht das Gebäude mit seinen neun Stockwerken und dem roten Dache recht nett aus. Kleinlich würde es den Eindruck eines vornehmen Hotels machen. In Wirklichkeit ist es aber ganz etwas anderes. Es war und ist der Treffpunkt derer, die „erledigt sind“. Wenige finden von dort wieder in den bürgerlichen Wohlstand zurück.

Nur selbst ging es einmal recht schlecht. So nahm ich hieher meine Zuflucht, wie man sich von einem fenternden Boote in einen unbekanntem Hafen rettet, nur um der Vernichtung zu entgehen. Und es war fürwahr ein sonderbarer Hafen, in den ich mich geflüchtet hatte, und merkwürdig und sonderbar waren auch die Menschen, die er barg. Gagere, graubärtige Männer verlebten hier den Rest ihrer Tage; junge Burischen, nervös und mit sehnsüchtig brennenden Augen hofften auf eine bessere Zukunft. Strolche, Altkaufmänner, Straßenmusikanten, Bettler . . .

Vielen von ihnen hatte ich wahrscheinlich früher achlos ein Almosen gereicht, und nun lebte ich mit ihnen unter einem Dachel und sie alle waren so arm und hoffnungslos, daß sich dies sogar in ihrem Gang ausdrückte. Und sie alle waren schlecht gekleidet und bemühten sich dabei krampfhaft, noch irgendwie ein bißchen Wohlstand vorzutäuschen. Denn sie alle hofften doch noch unbewußt, daß dies nur ein vorübergehender Zustand für sie sein möge, und nicht — das Ende!

Das Leben in diesem Hause war so eingerichtet, als ob man darauf bedacht gewesen wäre, jede Möglichkeit, sich glücklich oder wohl zu fühlen, absolut auszuschalten. Es gab Lesezimmer und Rauchzimmer, die durften aber nur vor 9 Uhr früh bis 10 Uhr abends benutzt werden. Dort stand man unter Aufsicht eines unangenehmen Menschen, der nicht einmal zum Gefängniswärter getaugt hätte.

**Jeder Parteigenosse
liest das Parteiblatt!**

Man bezahlte für die Bedienung und wurde wie ein Verbrecher behandelt! Während des Tages, das heißt von 9 bis 5 Uhr, durften wir unsere Schlafräume nicht betreten. Da blieb einem nichts anderes übrig, als in den Straßen umherzuirren oder in das Lesezimmer zu flüchten, wo jeder, der eintrat, vom Aufseher als lästiger Eindringling behandelt wurde.

Er verfolgte uns mit Blicken, die deutlich sagten: „Ja, zum Teufel, habt ihr denn nichts anderes zu tun, als mir hier im Wege herumzustehen?!“ Ich frage mich noch heute oft, woher die Menschen kommen, die im Asyl leben. Was waren sie früher? Manche waren noch recht gut gekleidet, andere konnten sich kaum mehr notdürftig mit ihren Lumpen bedecken. Viele waren bloß zu faul, um zu arbeiten, und zogen dieses miserable Leben jeder Beschäftigung vor. Dann gab es hier dem Mausegiff Verfallene und solche, die an bössartigen, schleichenden Krankheiten langsam zugrunde gingen.

Das Leben war sehr billig. (Das Zimmer inklusive Hardtuch und Seife mit Venüfung des gemeinsamen Waderattes kostete 25 Cent im Tage. Eine Hauptmahlzeit — ich ah dort deren mehrere — 15 Cent!) Für Taschendiebe und andere kleine Gauner bildete das Asyl einen beliebten Unterschlupf, und nicht selten stattete uns die Polizei einen Besuch ab. Wir waren eine recht bunte Gesellschaft, von den Wogen der Großstadt hieher verschlagen. Manche schienen das Leben zerbrochen zu haben und wieder andere harrten ungeduldig und hoffnungsvoll darauf, im Daseinskampf ihren Mann zu stellen.

Die Schlafräume (ich berügte auch einen davon) waren wie Gefängniszellen. Tatsächlich waren es gar keine abgeschlossenen Räume, da die Wände aus Marmorplatten bestanden, die zwei Fuß über dem Erdboden begannen und einen Meter unter der Decke in ein Eisengitter übergingen. Man war in seinem Zimmer und sah die Füße des Nachbarn hin und her gehen. Man wollte allein sein und mußte den Lärm des ganzen Hauses ertragen! Die Räume selbst waren winzig und enthielten ein Eisenbett, einen Stuhl und etwas, was schwerlich die Bezeichnung Schrank verdient. Das ganze Haus war mit schlechtem Pfeifengeruch erfüllt und die verpestete Luft zog Tag und Nacht ungehindert durch die Schlafräume. Um 10 Uhr wurden alle Lichter ausgelöscht. Nur begann die grauenvolle, unruhige Nacht. Schnarchen, Husten, Mühspern, Seufzen und das Stöhnen der Kranken. Dies alles und das Kluckern der

Das Dromedar, das zum Kamel wurde



in ihrer Nachtruhe Gestörten genügte vollauf, um nicht an Schlaf denken zu können.

Endlich, nach qualvollen Stunden, begann das ganze Haus wie ein Lebewesen ruhig und regelmäßig zu atmen: alles schlief. Am Morgen erwachte ich jedesmal geschüttelt von dem Entsetzen über meine große Armut. Das Bad war gemeinsam zugänglich. Jeder mußte seine Kleider mitbringen, da der Schlafräum nachher nicht mehr betreten werden durfte. Und überall waren Aufseher, die uns nicht aus den Augen ließen.

Ich gebe gern zu, daß auf Ordnung gesehen werden muß, aber die Art, wie wir beobachtet wurden, hatte schon geradezu etwas Peinliches an sich. „Um 9 Uhr sind Sie noch nicht mit dem Rasieren fertig? Sofort aufhören! Hier wird jetzt gesperrt!“ — „Spritzen Sie das Wasser nicht so umher, hier wird rasiert und nicht gebadet!“ — „Gehen Sie raus aus dem Rauchzimmer, ich will jetzt hier aufräumen!“

Es war immer und überall der bezahlte — von unseren armen paar Groschen bezahlte — Aufseher, der der Herr war und uns tyrannisierte.

Ich sah Männer, die verstoßen von der Straße auf ein Stündchen hereingeschlüpft kamen, um sich etwas Wärme zu holen für ihr Nachtlager auf einer Bank im Park, unter einem Brückenpfeiler. Für sie bedeutete das Geld, welches man braucht, um sich ein Nachtlager im Asyl leisten zu können, ein unerreichliches Vermögen. Wenn ihre Stunde dann gekommen war, schlichen sie davon wie verprügelte Hunde.

Ich sah auch einmal einen Mann, der seine Barschaft überzählte; es fehlten fünf Cents, der Aufseher war unbittlich und — er mußte wieder in die Nacht hinauswandern. . . Und alle diese Armen, vom Glück Verstoßenen, sind um nichts schlechter als andere. Sie steigen bloß die Schicksalsleiter hinunter und nicht hinauf. Hinter ihnen liegt das Leben und jetzt auch schon das Asyl — vor ihnen das Spital und ganz am Ende das Wasser. Es ist mitleidiger als der trüber Mensch und gibt ihnen endlich die lange ersehnte Ruhe!

La bella Tangolita

Von Katja.

Ich habe schwarzes Haar und eine braune Haut, es glitzern meine Zähne weiß wie Elfenbein, die Männer finden, ich sei tadellos gebaut und könnte selbst des Kühnsten Wunschtraum sein.

Benannt werd ich „La bella Tangolita“, in jener Bar, wo ich zu Hause bin.

Tatsächlich heiß ich Müller und mit Vornamen Anita, ich gebe zu, er ist trivial, und es liegt keinerlei Exotik drin.

Geboren wurde ich an der Peripherie, ich glaub, es war auf einer Bank im Park, Bischof ist so bekannt wie Bedding, Gastend oder St. Denis, Vater, sagte mir Mutter, sei jung gewesen, led und stark.

Doch leider bin ich nie im Leben ihm begegnet. So etwas soll schon vorgekommen sein. Auch meine erste Liebesnacht blieb vor der Kirche ungesegnet, und statt des Traus bekam ich schließlich den „Gewerbe“-Schein.

Wie irgend jemand meine Hüften göttlich fand und sagte: „Mädchen, mit diesen Beinen machst du noch Karriere, so kam ich zwischen Lipp und Kelschbrand als „Stimmungs-dame“ in das Nachlokal „Zur Bajadere“.

In „Stimmung“ mache ich nun schon seit vielen Jahren, jetzt, bei der Krise ist dies oftmals gar nicht leicht, in „Stimmung“ habe ich die ganze Welt durchfahren, hingegen selbst bis jetzt kein nennenswertes Ziel erreicht.

Stets liebt man „bella Tangolita“ nur für eine Nacht.

Bei keinem hält die „Stimmung“ länger an, verläßt er mich, so sage ich: „Es ist vollbracht“. Amen. Dann schlaf ich gähmend ein, denn — Mann ist Mann.

Noch bin ich schön. Und meine Zähne blitzen wie Elfenbein, mein Mund lodt dunkelrot; doch eines Tages läßt die Agentur mich sitzen, es heißt: „Madame, Sie sind passé für dieses Brot“.

Was nun? Ich bitte Sie, machen Sie sich meinerwegen keine Sorgen, das fühle ich mich gar nicht wert. Vielleicht, daß mir der Himmel dann für morgen den Posten der Notundenfrau beschert.

In jener Bar, in der ich heut noch tanze, als „bella Tangolita“ wohl bekannt. Das Glück des Klausches ist von kurzem Glanze; und eines Tages stirb ich ungenannt.

Heiteres

Ähnlichkeit. „n Tag, Schröder! Illig, jedesmal, wenn ich Sie sehe, muß ich an Müller denken.“ — „Wieso, mit dem hab ich doch aber gar nichts gemeinsam?“ — „Um, ja, von dem bekomme ich meine 25 Mark auch nicht wieder.“

Der Geiger. „Na, wissen Sie, der Geiger in diesem Lokal spielt ja jeden Tag schlechter, aber heute spielt er wirklich wie übermorgen!“

Drei Gründe. „Sie besitzen nun so schöne Pferde, Herr Kolbe — warum reiten Sie eigentlich nicht?“ — „Wissen Sie, ich mache mir nicht viel aus den Pferden — auf der einen Seite beißen sie, auf der anderen schlagen sie aus, und in der Mitte sind sie so glatt!“

Der Seemann. Ein Seemann, der seit drei Jahren nicht zu Hause war, kehrt endlich in den heimischen, kleinen bretonischen Fischerhafen zurück, dem er so lange fern gewesen war. Ein Freund, der ihn abgeholt hat und sein Gepäc bis zum benachbarten Dorf tragen hilft, wo ihn Frau und Kinder erwarten, fragt

ihn plötzlich ein wenig besangen: „Was würdest du dazu sagen, wenn du um ein Kind mehr vorfinden würdest?“ Der Mann sieht ihn an, denkt einen Augenblick nach . . . dann sagt er: „Das wäre mir noch immer lieber, als um eines weniger.“

Die Überraschung. Herr Huber machte bei Meiers Besuch und trifft die lustige Frau Meier allein zu Hause an. Plötzlich sagte diese: „Soeben höre ich meinen Mann kommen, bitte, stellen Sie sich hinter die Tür, dann überraschen wir ihn.“ — Als Herr Meier eintritt, sagt seine Frau: „Denke dir, Herr Huber hat telephoniert, er kann nicht kommen.“ — „So.“ meint Herr Meier, „das ist der erste vernünftige Einfall, den dieses Kindvieh je gehabt hat.“

Chef: „Mein Schreibmaschinenfräulein mußte ich entlassen, weil meine Frau so eifersüchtig war.“

Geschäftsfreund: „Jetzt aber haben Sie dafür ein wirkliches Scheusal dort sitzen.“

Chef: „Um Gottes willen, leise! Das ist doch meine Frau.“

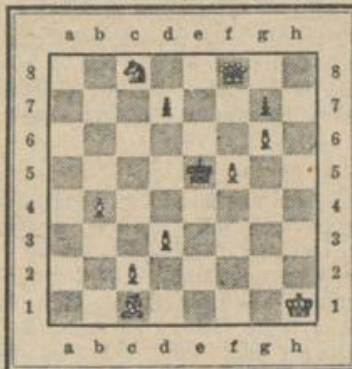
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 242.

Von Siegmund Steiner, Wien. („Arbeiter-Zeitung“, 1895.)

Schwarz: Ke5, Bd7, g7. (3)



Weiß: Kh1, Df8, Lc1, Spc8, Bb4, c2, d3, f5, g6. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 239: Kal—a2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Tesaf Franz, Suchel; Ulbert Rudolf, Proseditz; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Grimmer Emil, Katharinaberg; Klimt Franz, Tetschen.

Partie Nr. 81.

Gespielt in Bergesgrün am 2. Juni 1935.

1. Runde um die Kreisameisenschaft, 2. Brett.

Weiß: Frisch, Schwarz: Fialka, Wisterschan, Komotau, Damengambit.

1. d2—d4 d7—d5
2. c2—c4 c7—e6
3. a2—a3

Eine kleine Abweichung von der Schablone, die den schwarzfeldrigen Läufer hindert, nach b4 zu ziehen.

3. Sg8—f6
4. Sbl—c3 b7—b6

Auch Schwarz geht seine eigenen Wege, somit sind beide Spieler schon vom Anfang an zum selbständigen Denken gezwungen. Solch eine Partie stellt selbstverständlich mehr Forderungen an die Spieler und es zeigt von Mut und Selbstvertrauen, bewußt, unbekannt Wege zu wandeln.

5. Lc1—g5 Lf8—e7
6. Lg3×f6 Le7×f6
7. c4×d5 e6×d5

Der Tausch auf f6 war deshalb angebracht, weil nach e×d5 der Bauer die große Diagonale für den Damenläufer sperrt, falls er nach b7 zieht.

8. e2—e3 Lc8—b7
9. Lf1—d3 0—0

Das harmonisiert nicht gut zusammen mit dem vorletzten Zug von Schwarz, der Königsflügel erweist sich als zu schwach. Wenn schon der Läufer b7 nicht getadelt werden soll, dann mußte mit der Rochade abgewartet werden, es waren doch noch andere Züge vorhanden, z. B. 9. . . . Sc6 mit event. Se7 oder Dd7 mit Anstrengung der großen Rochade, Oder 9. . . . c5, 10. Dc2 g6, 11. d×c b×c.

10. Dd1—c2 g7—g6
11. Sg1—f3 Sb8—d7
12. h3—h4! c7—c6
13. h4—h5 c5—c4
14. Ld3—e2 a7—a6??

Für den Sd7 mußte doch ein Feld freige-macht werden, das geht nur auf 2 Arten, ent-weder 14. Te8 oder 14. Le7, um sich halbwegs zu verteidigen.

15. Sf3—h2 Dd8—e7
16. Sh2—g4 Lf8—h8
17. Th1—h3 Sd7—f6
18. h5×g6 f7×g6
19. Sg4×f6 Tf8×f6
20. Le2—f3 Tf6—d6
21. 0—0—0 Ta8—f8
22. Sc3—e2 Lb7—c8
23. Th3—e3 Le8—f5
24. Dc2—d2 b6—b5 (a5)
25. Dd2—b4 De7—f6

Sonach hat der Läufer auf h8 überhaupt keine Aussicht mehr, jemals wieder in Tätigkeit zu treten. Es konnte gespielt werden 25. . . . Lf5—e4, 26. L×e4, d×e4, 27. Sf4 Lf6. Bei 27. Sc3 wird auf f2 geschlagen, dabei darf Weiß nicht den Bauer e4 nehmen wegen De7×e4! Auf f2—f4? folgt en passant und Be3 hängt in der Luft, 25. Se2—f4, Le4×f3, 26. Tg×f3 De7—d8. Demnach hätte dieser Zug (25. Le4) dem weißen Angriff Einhalt geboten.

26. Se2—f4 Lf5—e4
27. Td1—h1 Lf8—g7
28. Db4—c5 Td6—c6
29. Sf4×d5 Tc6×c5
30. Sd5×f6+ Tf8×f6
31. d4×c5 Le4×f3
32. Tg3×f3 Tf6—c6
33. Th1—d1!

Schwarz gibt auf!